

Gott ist kein Bigamist

Robert Spaemann

„Komm, wir gehen für unser Volk“ sind die letzten überlieferten Worte der Philosophin und Karmeliternonne Edith Stein zu ihrer Schwester Rosa, als die beiden in Holland zum Transport nach Auschwitz abgeholt wurden. Das Wort wurde seither oft zitiert, aber in der Regel ohne Kenntnis, was das „für“ eigentlich meinte. Was es meinte, erfährt man aus dem Testament Edith Steins von 1939. Ihren gewaltsamen Tod vorausahnend, schreibt sie, sie gebe ihr Leben „zur Sühne für den Unglauben des jüdischen Volkes“. [Ein gefährliches Beispiel-Argument: eine prominente Ermordete verkündet stellvertretend für alle Ermordeten eine Rechtfertigung des Holocaust. Gilt diese Verkündigung, kann ein katholischer Philosoph von heute dazu übergehen, das Hitlerregime als Racheengel Gottes, den nationalsozialistischen Massenmord als Missionsauftrag des christlichen Gottes zu deuten. Der Schritt von einer überdehnten Einzeldeutung zum Aberwitz einer „vulgärtheologischen Interpretation“ (Hannes Stein) ist kurz und gefährlich.]

Es grassierten oder grassieren noch andere Interpretationen dieser Art. Hannes Stein berichtet in seinem Blog über Joel Teitelbaum, Oberhaupt der Satmer Chassidim, der den Holocaust als Strafe für den Zionismus deutete; andere jüdische Ultras bemühten eine Strafe für die Erfindung des in Deutschland entstandenen Reformjudentums; die Nationalreligiösen Israels wiederum lehren den Holocaust als Strafe für einen Mangel an Zionismus. Jede dieser Deutungen ist ein Sakrileg, meint Hannes Stein, denn Hitler war nicht Gottes Werkzeug, sondern Gottes Feind; und jene Christen, die Beihilfe zum Völkermord leisteten, ebenfalls nicht Gottes Werkzeuge, sondern Gottes Feinde.]

Dazu muss man wissen, dass für Edith Stein die Konversion zum Christentum zugleich die Wiederentdeckung ihrer Zugehörigkeit zum jüdischen Volk und eine tiefe Solidarisierung mit diesem bedeutete. Das Bekenntnis zu Jesus Christus war für sie (ebenso wie später für den nachmaligen Erzbischof von Paris, Kardinal Lustiger) die Erfüllung der jüdischen Bestimmung. [Noch ein „für“: das erste behauptete einen „Opfertod“ in der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie als kollektive Sühne für den jüdischen (Un)Glauben; das zweite unterstellt die Konversion zweier prominenter Opfer als stellvertretende Findung der Bestimmung des jüdischen Volkes: ein christliches werden zu sollen. Beides setzt voraus, daß die Opfer ihre Zugehörigkeit zum jüdischen Volk wieder entdeckt haben mussten. Kurz: Edith Stein als moderne Märtyrerin, als christusnachfolgende Stellvertreterin des jüdischen Volkes, das seine kollektive Schuld, nicht christlich geworden zu sein, durch den Holocaust sühnen könne und solle.]

Warum wird uns nicht wohl bei diesen Stellvertretungen, Sinnerklärungen, kollektiven Schuld- und Sühnezurechnungen? Nicht weil sie ein katholischer Philosoph im Namen einer jüdischen Konvertitin aufstellt, sondern weil ein (Sühne)Wissen behauptet wird, das eine neuerliche Schuldverstrickung deutschen Denkens (!?) ausspricht?]

Alles falsch - erklärt uns nun, einige Jahre nach Kardinal Lehmann, das Zentralkomitee der deutschen Katholiken in einer Broschüre, die den Titel trägt: „Nein zur Judenmission - Ja zum Dialog zwischen Juden und Christen“. [Spaemann gerät hier in den Verdacht, ein „alles wahr“ über die angebliche Rückführung des Judentums in das Christentum durch das „Opfer“ des Holocausts zu behaupten. Dann wären Judenmission und Dialog unter „alles falsch“ zu rubrizieren, weil ja „eigentlich“ das Judentum schon christlich geworden wäre. Es hätte nur noch nicht bemerkt, was ihm geschehen und zuteil geworden ist.

Spaemann scheint entgangen zu sein oder zu leugnen, daß es das Verbrechen des Deutschen Volkes an den Juden war und ist, welches das deutsche Christentum von heute nicht mehr an den Auftrag einer christlichen Missionierung des heutigen und künftigen Judentums glauben läßt. Und dieser Verlust gilt auch dann, wenn man nicht daran glaubt, daß Religionen durch Dialog einander wirklich in puncto religiöser Wahrheit voranbringen können. Ein „ewiger Dialog“, der immer nur eine „ewige Bedingung“ für die Lösung der Wahrheitsfragen in Sachen Gott und Religion bliebe, würde die Lösung immer nur „auf ewig“ verschieben.]

Kardinal Lehmann wollte die beiden genannten großen Gestalten christlicher Juden noch als Ausnahmen gelten lassen, während der normale Heilsweg der Juden (im Unterschied zu dem aller übrigen Menschen) nicht über Jesus gehe. [Spaemann scheint „alle übrigen Menschen“ mit Christen gleichzusetzen: ein christlicher Präpotenzfehler? - Was Lehmann als Ausnahme gelten ließ, möchte Spaemann als Regel behaupten: als stellvertretende Kollektivsühne; und das aktuelle Diktum des katholischen Zentralkomitees verwirft beide Vorschläge. Was gilt nun, was soll nun gelten? - Die letztgenannte Position scheint sich noch am ehesten mit der vatikanischen These zu vertragen, wonach ein religiöses Heil – eine Versöhnung mit Gott – auch extra muros der katholischen Kirche zugestanden wird.]

Das ZdK geht den Weg konsequent zu Ende. Es gibt also danach nicht mehr, wie es die Apostel und mit ihnen die ganze christliche Tradition sahen, das eine Bundesvolk Israel, das sich in Christus nun für alle Völker öffnet und zur „Kirche aus Juden und Heiden“ wird. [Wenn die Kirche der „ganzen christlichen Tradition“ wirklich eine „Kirche aus Juden und Heiden“ angestrebt hat, um sich „für alle Völker“ zu öffnen, - woher die unzähligen Pogrome und Judenverfolgungen in der Geschichte des Christentums, die zuletzt zum Holocaust des nationalsozialistischen Imperiums führten?

Das prognostische Postulat einer – christlichen – Kirche aus Juden und Heiden, die somit samt und sonders Christen geworden wären, ist allerdings ein teleologischer Teil der christlichen Eschatologie, ohne daß sich irgendeine historisch aktuelle Amtsgestalt von Kirche (welcher?) anmaßen könnte, vorauswissen und vorausorganisieren zu können, wie die totale Missionierung gelingen könnte. Sie ist seit dem 20. Jahrhundert total ungewiß geworden. Daher erscheint uns die Konzeption vom „einen Bundesvolk Israel“ als Geschichtsklitterung.]

Christliches Gebet für die Juden?

Die Kirche braucht angeblich die Juden nicht mehr. [Würde der christliche Missionsauftrag ernst genommen, würden die Juden die Kirche, nicht die Kirche die Juden „brauchen.“ Die saloppe Formulierung verrät bereits den Glaubwürdigkeitsverlust des Missionsauftrages.]

Sie ist zur Heidenkirche geworden und soll nun nichts anderes mehr sein wollen. [Auch diese Formulierung ist merkwürdig salopp und auch zweideutig: Kirche kann nur als Christenkirche Kirche sein; es gibt keine „Heidenkirche“, weil in der Kirche nur bekehrte Heiden, also Nicht-mehr-Heiden als Mitglieder möglich sind.

Die Frage, ob der angepeilte Dialog zwischen Kirche und Judentum, über dessen näheres Wesen und Treiben noch nichts mitgeteilt wurde, möglicherweise eine neue und zeitgemäße Missionierung sein könnte, wird nicht erwogen. Missionierung und „Missionierung“ sind nicht dasselbe; und vor allem: sie ist kein statuarisches Institut, sie kann nicht als übergeschichtliches Verfahren praktiziert werden. Die Verwandlungen und Transformationen dessen, was heute noch „Missionierung“ genannt wird, werden nicht erwogen.]

Verschwinden muss nicht nur „Judenmission“, was immer das heißen mag, die Christen müssen auch aufhören, den Juden im Gebet das Beste zu erbitten, was jeder Christ seinem Nächsten erbitten kann: die Erkenntnis Jesu als seines Erlösers. Juden brauchen keinen Erlöser, lesen wir in der Broschüre. [Letzteres wäre gegen die christliche Wahrheit, gegen deren Kernbotschaft. Dieser lässt sich die Verpflichtung des Christentums entnehmen, in ihren Gebeten nicht nur den Juden (vor allem Israel), sondern auch allen Nicht-Christen das religiös Beste zu erbitten. Und da dies nach christlichem Verständnis die Menschwerdung Gottes im einen und einzigen Messias ist, der ein- für allemal zur Erlösung für alle gelitten hat und gestorben ist, ist auch der Inhalt der Verpflichtung evident. Da aber nach heutigem, auch christlichem Verständnis, niemand zum Christentum gezwungen werden darf, ist jede Art gewalttätiger oder subversiver Missionierung ausgeschlossen. Und über andere Arten wurde bisher nicht referiert.]

Das muss also wohl heißen, dass sie den „Gottesknecht“ des Propheten Jesaja an die Christen abgetreten haben, die ihre Deutung des Todes Jesu als eines erlösenden Sühnetodes vor allem dem Gottesknechtlied des Jesaja verdanken, das sie an jedem Karfreitag lesen und in dem es heißt: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünden willen zerschlagen, . . . auf dass wir Frieden hätten. Und durch seine Wunden sind wir geheilt.“ [Wurde der „Gottesknecht“ wirklich von den Juden an die Christen „abgetreten“? Der jüdische Prophet prophezeit Christus als erlösenden Messias, dies die Deutung der Christen, nicht aber die Deutung der Juden bis heute. Die Formel der „Abtretung“ scheint problematisch.]

Man muss den Anlass zu der Broschüre verstehen. Im Jahre 1989, als Reaktion auf die illegalen Priesterweihen des Erzbischofs Lefebvre und das damals entstandene Schisma, ersuchte Papst Johannes Paul II. die Bischöfe der Welt um großherziges Entgegenkommen gegenüber den Gläubigen, die um die Feier der Messe in der Form des Missale von Papst Johannes XXIII. aus dem Jahr 1962 baten. Diese „alte Messe“ enthielt am Karfreitag im Rahmen der großen Fürbitten auch ein Gebet für die Juden, an dem Johannes XXIII. nur eine kleine Korrektur vorgenommen hatte: Aus der Aufforderung, für die „untreuen Juden“ zu beten, wurde das Wort „untreu“ gestrichen. Das Gebet selbst blieb unverändert. Es enthält die (paulinische) Bitte um Wegnahme des „Schleiers von ihrem Herzen“, der sie hindert, in Jesus ihren Messias und Erlöser zu erkennen. [Die Wegnahme des „untreu“ ist bereits dem Geist von „Dialog“ geschuldet; eine Wegnahme, die Voraussetzung dessen sein muß, was man als „Dialog“ bezeichnet. Denn in einem Gespräch, in dem der eine als Schuldiger, der andere als Richter oder wenigstens Untersuchungsrichter fungiert, herrscht nicht Dialog, sondern Untersuchung, Bekehrung, Belehrung, auch Bestrafung und Sühnung. Keineswegs blieb daher das Gebet „unverändert“, wie Spaemann unterstellt.

Vermutlich nehmen sich in der Gegenwart alle Weltreligionen (mit Ausnahme der jüdischen, wenn sie sich als partikular-auserwählte deutet und verhält) das Recht und die Macht heraus, für alle Menschen zu erbitten, daß ihnen „der Schleier des Unwissens“ weggezogen werde. Sie setzen sich darin als unverschleiert Wissende voraus, und diese Position ist eine denkbar ungünstige „Starposition“ für den angeblich gesuchten interreligiösen Dialog.]

In Korrektur: die „alte Messe“

Man kann aus dem Text des Gebetes einen gewissen diskriminierenden Ton heraushören. [Die Hauptfrage ist nicht, ob „man“, sondern wer konkret diesen Ton heraushört. Wird den Juden mitgeteilt, daß sie einer falschen Lehre von Versöhnung anhängen, einer überholten und durch das Christentum überwundenen Religion, müssen sie sich „diskriminiert“

fühlen. Wie die daraus resultierende Dialogunfähigkeit beider Religionen überwunden werden könnte, ist das zu lösende theologische Rätsel.]

Johannes Paul II. sah dennoch bei der Wiederzulassung der alten Messe keinen Grund, den Text zu ändern. Erst Benedikt XVI. ging in der Liberalisierung einen Schritt weiter und gab den Gläubigen einen Rechtsanspruch auf die Feier in der „außerordentlichen Form“. [Bisher dachte die mediale Öffentlichkeit wohl anders: Paul war der fortschrittliche, Benedikt ist der rückschrittliche Papst. Wie dem auch sei, die theologisch rührende Diplomatieformel „außerordentliche Form“, die alles entschuldigt und erlaubt, was gestern noch „unmögliche Form“ war, übersieht, daß die „Außerordentlichen“ mit ihrer Glaubens- und Messe-Praxis einen Machtanspruch verbanden und verbinden, der mit der aktuellen Linie des Vatikans (Vaticanum II) kollidieren muß. Daß diese Außerordentlichen auch noch über die Weltgeschichte und den Holocaust „außerordentliche“ Ansichten hatten und haben, kam dann wohl nicht zufällig hinzu. Eine Art Multiplikation des ewiggestrigen Denkens Ewiggestriger.

Das neue innerkatholische Subschemata lautet somit: nur in alter („außerordentlicher“) Weise darf für die „untreuen“ Juden um Heil und Bekehrung gebeten werden, in neuer Weise hingegen nicht, weil es keine untreuen und keine zu bekehrenden Juden mehr gibt. Die Wortkategorie „untreu“ ist theologisch rührend.]

In diesem Zusammenhang formulierte er die Fürbitte für die Juden neu. Sie ist nun in einem brüderlichen Ton gehalten: „Lasst uns auch beten für die Juden, dass unser Gott und Herr ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Christus als Retter aller Menschen erkennen.“ Die Formulierung macht die eschatologische Dimension der Bitte deutlich: Nach Paulus wird Gott sie spätestens erhören, wenn „die Fülle der zur Bekehrung berufenen Heiden (der Völker)“ eingetreten ist. [Die Neuformulierung der Fürbitte möchte der langatmigen Eschatologie auf die Sprünge helfen. Aber deutlich wird lediglich, daß sich in der langen Wanderung der Menschheit durch ihre Geschichte nichts (mehr) erzwingen lässt. Und dies erzwingt die Neubestimmung dessen, was Missionierung oder (Neu)Evangelisierung genannt wird.

Vormodern musste der Geist christlicher Juden- und Heidenmission annehmen, daß das Missionieren im Auftrag jener schon eingetretenen oder demnächst eintretenden Stunde „der Fülle“ geschehe. Modern mußte die „eschatologische Dimension“ in neuer Bestimmung, als in fernster Zukunft liegend, hervortreten. Diese können weder Kreuzzüge noch Heiligen-Ernennungen noch Missionierungen vorausellend erreichen.

Zwischen „beten für“ und „missionieren der“ liegt ein Abgrund, der zu begreifen wäre. Er fiel gegen den Willen der Religionen in deren moderne Geschichte, und einzig der Islam als sich radikalischer Fundamentalismus hält noch am Programm vormoderner Missionierung fest. Auch innerislamisch, wie die Versuche der Schiiten beweisen, in der arabisch-sunnitischen Welt vermehrten Einfluß zu gewinnen.]

Dass ausgerechnet diese ganz und gar israelfreundliche Korrektur eine breite publizistische Kritik auslöste, der sich sogar der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz und - natürlich - das Zentralkomitee der deutschen Katholiken anschlossen, ist schwer begreiflich. Gegen Johannes XXIII. und gegen Johannes Paul II. wurde eine solche Kritik wegen ihres Festhaltens am früheren Text nie erhoben. [Damals waren die Zeiten wohl noch weniger „global“ und „medial“. Der Journalist des medialen Zeitalters reagiert auf jede Veränderung prompt und zuverlässig, mögen seine Meinungen auch nur die seinen sein. In der Regel bemüht er sich, säkulare und laizistische Denkweisen in die Religion(en) hineinzutragen. Er hält sich für den Repräsentanten einer besseren, weil agnostischen Religion der Zukunft. Ein verständliches Vorurteil.]

Was die Kritiker nun fordern, ist die Ersetzung des Gebetes in der „alten Messe“ durch das Fürbittgebet der neuen Liturgie Pauls VI. - und zwar deshalb, weil in diesem Gebet der Name Jesus gar nicht mehr vorkommt. Das soll den Text auch für Juden akzeptabel machen, an die doch diese Bitte gar nicht gerichtet ist und die für sie auch nicht verantwortlich sind. [Ist die Bitte wirklich nicht an die Juden gerichtet? Handelt es sich bei dieser Bitte nur um eine an Gott?, oder nur um ein Selbstgespräch der christlichen Gemeinde mit sich selbst? – Auch diese Auffassung wäre meilenweit von dem entfernt, was wir unter modernen Bedingungen als „Dialog“ verstehen.]

Dass es absurd ist, Papst Benedikt XVI. dieses Gebet vorzuwerfen, schrieb bereits vor einem Jahr der hochangesehene New Yorker Rabbiner Jacob Neusner, der darauf hinwies, dass doch die Juden selbst in ihrer Liturgie täglich für die Bekehrung aller Nichtjuden beten. „So wenig wie das Christentum und der Islam Anstoß am israelitischen Gebet nehmen, sollte auch das heilige Israel keinen Einwand gegen das katholische Gebet erheben. Beide Gebete erfassen die Logik des Monotheismus und seine eschatologische Hoffnung.“ [Die Behauptung, die Juden würden täglich für die Bekehrung der Nichtjuden beten, hat den Zorn und Eifer von Hannes Stein erregt. Er suchte in seinem Siddur (das jüdische Gebetbuch für Alltag und Sabbat), ohne fündig zu werden. Dann noch im Alenu-Gebet, mit dem jeder jüdische Gottesdienst beendet wird. Im ersten Teil dieses Gebetes wird das stolze Festhalten an der Exklusivität des jüdischen Volkes beschworen, im zweiten Teil jedoch eine universale Perspektive derselben Exklusivität behauptet.

Dieser Teil lautet: „Deshalb hoffen wir auf Dich, Ewiger, unser Gott, Dich bald in der Herrlichkeit Deiner Stärke zu sehen, um Götzen von der Erde zu beseitigen, Abgötter gänzlich auszurotten, die Welt zu vervollkommen als Reich des Allmächtigen; und dass alle Sterblichen Deinen Namen anrufen, alle Frevler der Erde sich Dir zuwenden, alle Bewohner der Welt werden erkennen und wissen, dass jedes Knie sich vor Dir beugt, jede Zunge Dir schwört. Vor Dir, Ewiger, unser Gott, werden sie knien und sich niederwerfen und der Herrlichkeit Deines Namens Ehre geben, und alle

werden das Joch Deiner Herrschaft auf sich nehmen. Du wirst bald für immer und ewig über sie regieren, denn Dein ist die Herrschaft, immer und ewig wirst Du in Ehren regieren, wie es in Deiner Tora geschrieben ist: Der Ewige wird in alle Ewigkeit regieren. Der Ewige wird König über die ganze Erde sein, an jenem Tag werden Er und sein Name einzig sein.“ Hannes Stein sieht sich außerstande, in diesen Sätzen auch nur eine Spur einer Missionierung der Nichtjuden durch Juden erkennen zu können. Lediglich die Hoffnung werde ausgesprochen, das messianische Zeitalter möge morgen schon anbrechen, und die Völker der Erde mögen sich – wie von den Propheten geweissagt – dem Gott Israels zuwenden, ohne dazu Juden geworden sein zu müssen.]

Dialog oder Mission?

Die Thesen der von Juden und Christen gemeinsam verfassten Broschüre sind, kurz gefasst, folgende. Erstens: Die Karfreitagsbitte legt es nahe, dass die Kirche „Judenmission“ für möglich hält, wie sie heute zum Beispiel von den „messianischen Juden“ in Israel praktiziert wird. [Und vom Judentum auch zugelassen wird, jedenfalls in der Regel. Unter welchen Voraussetzungen – säkular politischen oder innerreligiös jüdischen – wäre zu sondieren. Daß Spaemann das Wort Judenmission unter Anführungszeichen setzt, scheint nicht zufällig erfolgt zu sein. Auch die Frage: wie werden messianische Juden zu solchen, wäre zu erörtern und zu klären, wenn der Unterschied von heutiger und ehemaliger Missionierung bestimmt werden soll.

Keine Abschweifung ist in diesem Zusammenhang die Frage der protestantischen Missionierung durch Evangelikale in Konkurrenz zu der durch Katholiken in Afrika, Südamerika und Asien. Die evangelikale Missionierung soll den katholischen Christen nicht nur Freude bereiten.]

Zweitens: Versuche, Juden von der Messianität Jesu zu überzeugen, sind zu missbilligen. Es gibt keinen Auftrag Jesu, Juden zum Glauben an ihn und zur Taufe zu bewegen. [Zwischen „überzeugen“ und „bewegen“ dürften unbedachte Abgründe lauern. Wozu Missionierung, wenn die zentrale Glaubenswahrheit des Christentums als Missionsangebot zu missbilligen ist? Oder bedeutet Missionierung ohnehin nur mehr Dialog, und dies wäre nicht zu bedauern, sondern unter den Bedingungen globaler Moderne unausweichlich geworden?

Daß durch theologische Worte reale kategoriale Abgründe nur „überbrückt“ werden, ohne daß die Brücke einer wirklichen Vermittlung (Unterscheidung und Relation) wäre erbaut worden, tritt auch an dieser Problematik zutage. Es ist die der unbestimmten Allgemeinheit religiöser Aufforderungssätze: bewegt, aber überzeugt nicht; oder: „Gehet hin und lehret“, ohne daß diese Allgemeinheit spezifische Arten des missionierenden Hingehens und Lehrens entfaltet, weil sie nur die einer einzigen historisch gewordenen Vergangenheit kennt.]

Drittens: Es gibt eine mit anderen interreligiösen Beziehungen unvergleichbare Beziehung zwischen Christentum und Judentum. Beide beruhen auf göttlicher Offenbarung. Bezüglich des Alten Testaments glauben das beide; bezüglich des Neuen nur die Christen selbst. [Und der Islam kennt noch eine dritte göttliche Offenbarung, die monotheistische Würden behauptet. Seiner Lehre gemäß waren Moses und Jesus Propheten, schwache Vorarbeiter für Mohammed, weil erst diesem die ganze Offenbarung der ganzen göttlichen Wahrheit diktiert wurde. Seine, des Islams „Verschränkung“ der drei monotheistischen Religionen wird von den beiden anderen entweder ignoriert oder als Fehlglauben distanziert. Indes ist die Verschränkung von Judentum und Christentum nicht nur Glaubensinhalt, sie war und ist ein historisches Faktum und dessen (unheiliger) Geschichte.]

Viertens: Neben dem „Bundesvolk“ Israel gibt es nach christlichem Glauben ein zweites, das Volk Gottes aus den Völkern, das heißt den Nichtjuden. Der neue Bund ersetzt nicht den alten, sondern tritt als ein zweiter Bund neben diesen. [Diese Annahme war wohl ein Grundfehler, ein Vereinfachungsfehler der frühen Patristik und ihrer Theologie. Schwerlich lassen sich die „Völker“ von Alaska bis Feuerland, von Casablanca bis Kapstadt, von Kairo bis Tokio und sofort unter den einfältig handlichen Begriff „Nichtjuden“ subsumieren. Eine Vereinfachung, die einen Machtanspruch enthielt, der durch keinen Kredit der Weltgeschichte gedeckt war. Weder sind „Völker“ eine Konstante der Weltgeschichte, noch dreht sich diese um einen Angelpunkt zwischen Juden und Christen. Nun ist aber das „Nebentreten“ eines neuen Bundes Faktum der Religions- und Weltgeschichte; doch muß dieses „Nebentreten“ nach christlichem Verständnis ein Ziltreten sein: ein Abtreten aller religiösen Heilsansprüche an den neuen Bund. Dies aber soll zugleich eine (nur) eschatologische Aktion sein, von der niemand weiß, von wannen sie geschehen wird. Weil das eschatologische Postulat nicht eingelöst wurde, wurde das Christentum an seiner eigenen Wahrheit und Aufgabe irre. Alle seine Missionierungen an und Pogrome gegen Juden sind fehlgeschlagen. Niemand weiß, was nun kommen wird.]

Fünftens: Beide sind vollgültige, von Gott gewollte Heilswege. Für Juden gibt es keinen Grund, an Jesus zu glauben und sich taufen zu lassen. [Vorläufig ohnehin; denn die als Juden und Moslems und Buddhisten verstorbenen Menschen konnten nicht wählen, sollten nicht wählen und mussten und müssen auch nicht: wählen zwischen verschiedenen Heilswegen, die ihnen nach Belieben wählbar wären. „Heilsweg“ und „Wählen“ schließen einander aus. Daher enthält die theologische Kategorie „vollgültige Heilswege“ die Voraussetzung, daß „vorerst“ (was für eine überschwängliche Weltzeitkategorie!) verschiedene Heilswege zugelassen sind, - was den Auftrag einer globalen christlichen Mission nochmals in die Bredouille bringt.]

Sechstens: Die Vereinigung beider Wege mag, wie Paulus denkt, am Ende der Zeiten geschehen. Bis dahin sollen sie getrennt bleiben. Die Erwartung von Christen, dass Juden schon heute Jesus als den Christus, das heißt den Messias anerkennen, würde „die Basis für den katholisch-jüdischen Dialog zerstören“. [Aus der „eschatologischen Dimension“ am „Ende der Zeiten“ resultiert die Antinomie von Mission: a) Gott befiehlt die Missionierung des Christentums bis an die Grenzen der Erde (Thomas); b) er wird sie erst am Ende der Zeiten erfolgreich machen. Was getrennt bleiben soll, soll dennoch am Ende aller Wege und aller Zeiten vereint werden. Wie soll das Christentum nun verfahren?

Würden Juden „schon heute“ den Messias anerkennen, wäre allerdings mit diesen kein Palaver unter differierenden Theologien möglich und nötig. Die neue Dialogvorschriften favorisieren das Gegenteil: „Dialog“ als (End)Zweck der Religionsgeschichte. Das dialogische Palavern als Endversöhnung aller Religionen: eine herzstärkende Theologen-Religion.]

Siebtens: Dialog zwischen Juden und Christen soll stattfinden. Christen sollen in diesem Dialog ihren Glauben bezeugen, aber ohne den Partner von der Wahrheit dieses Glaubens überzeugen zu wollen, denn das wäre „Mission“ und deshalb verwerflich. [Man redet über alles und über alles freundlich miteinander, nur nicht über die Sache und deren Wahrheit.]

Nur ein Volk Gottes

Man muss sich klarmachen, dass die Annahme der meisten dieser Thesen einen Bruch mit dem Selbstverständnis der Kirche seit den Tagen der Apostel bedeuten würde. Ich für meinen Teil könnte dieser Kirche nicht mehr angehören. [Ein Kirchenaustritt von wahrhaft deutschgründlicher Art, der zugleich mit der angezogenen Notbremse eines theologischen Konjunktivs vollzogen wird. Spaemann will seine Kirche nicht ohne Katholizität; er weiß um die religiöse ultima ratio der Menschwerdung und muß zugleich erkennen, daß sie von den Weicheiern seiner Kirchenfürsten und –theologen verkannt und verraten wird. Der orthodoxe Philosoph der Kirche im Affront gegen seine heterodoxen Vorgesetzten in Kirche und Lehramt: eine außergewöhnliche Konstellation.]

Denn seit dem sogenannten Apostelkonzil versteht sich die Kirche als Kirche aus Juden und Heiden seit Jesus, wie Paulus schreibt, durch sein Kreuz den Zaun zwischen Juden und Heiden niedergerissen hat. [Wie bereits angedeutet, enthielt „Heiden“ eine theologische Abstraktion und Vereinfachung, die der weltgeschichtlichen Realität von Religion und Religionsgeschichte nicht gerecht wurde.]

Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass mit dem Verschwinden des Judenchristentums als eigener Gruppe in der Kirche unter dem Druck von Byzanz und dem Islam die christliche Kirche phänotypisch zur Heidenkirche geworden ist. [Überspielt das Schisma von Ost- contra

Westkirche das wesentlich zum „Druck“ des Islams, zu dessen vormoderner Imperialität beigetragen hat.]

Das ist aber für Christen nicht, wie die Broschüre suggeriert, ein Idealzustand. Die israelischen Judenchristen dringen auf eine Wiederherstellung der „ecclesia ex circumcissione“. Das Zweite Vatikanische Konzil, so heißt es in der Broschüre, „bekennt . . . , dass die Kirche mit dem Stamm Abrahams geistlich verbunden“ ist. [Ein künstlicher Lateinausdruck steht für eine künstliche Sache, und der Inhalt von „geistlich verbunden“ ist dehnbare Gummi dieser Welt. Das Problem ist die urgierte „Wiederherstellung“; als ob das verblichene Judenchristentum der Ersten Tage in unseren Tagen wiederkehren könnte und sollte.

Eine geistliche Verbundenheit „mit dem Stamm Abrahams“ klagt auch der Islam ein, womit das Konto ‚geistliche Verbundenheit‘ unwiederherstellbar überzogen wurde. In der heutigen Welt und Moderne müssen paternalistische Begründungsberufungen auf gemeinsame Urväter unverbindlich verdampfen, weil uns der dazu nötige Ahnenglaube abhanden gekommen ist. Aber wie natürlich lässt sich der „geistlichen Verbundenheit“ ein Pandämonium an Sonntagspredigten über Vielfalt und Einheit der monotheistischen Religionen entlocken.]

Die katholische Liturgie (sowohl in der alten wie in der neuen Form) geht aber weit darüber hinaus. Sie spricht nicht von Verbundenheit, sondern von Identität. [Der unüberbietbare Wagemut katholischer Liturgie; ein Machtrausch trägt ihre Worte und Sprechweisen. Sind die Getrennten ohnehin eins, wozu noch Dialog oder gar Missionierung? Um sich die verborgene Identität durch Sprache zu offenbaren?]

In der Osternacht, der Taufnacht, spricht sie davon, dass in dieser Nacht Gott „unsere Väter, die Kinder Israels“, trockenen Fußes durch das Rote Meer geführt hat. Sie dankt Gott, dass er durch die Taufe „den Abraham zum Stammvater vieler Völker macht“, und wenn sie bittet, dass die Fülle der ganzen Welt Teil gewinne „an der Kindschaft Abrahams und an der Würde Israels“, dann wirkt das, was das Konzil hierzu zu sagen hat, eher blass. Jedenfalls ist der Gedanke von zwei Bundesvölkern dem Neuen Testament vollkommen fremd. Es gibt nur das eine Volk Gottes, dessen „geborene Mitglieder“ die Juden und dessen adoptierte Mitglieder die Heiden sind. [Die katholische Uminterpretation des Exodus zu einer Taufe und Taufnacht muß den Juden von heute wie eine gewalttätige Vereinnahmung erscheinen. Nicht durch eine Taufe, sondern durch eine Entdeckung und Berufung, durch eine Auserwählung wurde Abraham zum Religionsgründer, wobei noch Moses zu gedenken wäre, der hier unter den Tisch der Liturgie gefallen ist.

Daß in der Bibel nicht zwei Bundesvölker vorkommen, ist geschichtlich notwendig, weil sich das Christentum als „Heidenchristentum“ noch nicht zu einem eigenen Bundesvolk entwickelt hatte. Es hilft wenig, den Juden mitzuteilen, daß sie eigentlich Mitglieder der (katholischen) Kirche sind.

Theologie und Liturgie können natürlich nach Belieben ihre Realitäten konstruieren, weil sie diese stets mit dem Nachzeichen „eschatologisch“ und dem Vorzeichen „gemeinsamer Vaterschaft“ versehen können. Doch bleibt die Rückwärtsverkündigung einer „Identität“ zweier Bundesreligionen, die eigentlich immer schon eine einzige waren und geblieben seien, problematisch kühn.]

Plätze für Juden freihalten

Dieses Volk Gottes wird von Paulus mit dem Ölbaum verglichen, dem die Heiden als wilde Schösslinge eingepropft werden, während die Juden die „natürlichen Zweige“ sind, über die die Heidenchristen sich nicht erheben dürfen. Die Erklärung zitiert diese Stelle auch, aber ohne den Kontext. Paulus sieht nämlich in dem „Unglauben“ der Juden die historische Voraussetzung für die Berufung der Heiden und bezeichnet die nicht an Jesus glaubenden Juden als Zweige, die von dem einen Ölbaum ausgebrochen sind und so Platz für die neuen Zweige gemacht haben, die von derselben Wurzel getragen werden. [Die ungläubigen Juden hätten sich für die Heiden, für deren Missionierung geopfert. Auch eine Interpretation, deren Komplexität konstruiert erscheint. Der Streit zwischen Paulus und Petrus ging voraus; das Apostelkonzil zeichnet für die globale Missionierung verantwortlich. Inwiefern haben daher die nicht (mehr) zu missionierenden Juden für die dadurch erst missionsfähigen Heiden „Platz“ gemacht? Jedes Konzil hat seine Rationalität, die seiner Zeit nämlich, und keine spätere Zeit darf darüber richten; aber keine darf sich der früheren anbequemen, um daraus eine (Macht)Kontinuität abzuleiten, die allein aus Worten und Liturgien besteht.]

Auch die Sünden, die Gott zulässt, haben einen providentiellen Sinn. Nirgends aber ist davon die Rede, dass Gott einen zweiten Baum gepflanzt hat. Und wenn Paulus auch in der Verblendung der Juden ein providentielles Ereignis sieht, das bis ans Ende der Geschichte fortwirkt, so tut er doch alles, was er kann, „um wenigstens einige von ihnen zu retten“. [Somit wäre das Judentum als Judentum „bis ans Ende der Geschichte“ gesichert, aber nur unter der Vorhersehung, als Gemeinschaft verblendeter Sünder ante portam ecclesiae existieren zu sollen. Läßt sich diese paulinische Deutung und christliche Praxismaxime für alle Zeiten – „bis ans Ende der Geschichte“ – aufrechterhalten?]

Die große Rückkehr Israels erwartet die Kirche, wiederum Paulus folgend, erst für die Zeit der Wiederkunft Christi. Und indem sie für diese Rückkehr betet, betet sie, wie seit jeher, für die baldige Wiederkunft, deren Zeitpunkt wir ja nicht kennen. Unterdessen aber sollten eigentlich in jeder Kirche die vordersten Plätze am Sonntag für die Juden freigehalten werden. [Und daher muß die Judenmission bleiben; dies der Kern des Arguments. Zwischen „baldiger Wiederkunft“ und „Ende der Geschichte“

besteht ein Hiatus, der durch theologische Denkungsart problemlos übersprungen wird.]

Begründen und überzeugen

Sie sind, wie Papst Johannes XXIII. sagte, unser „älterer Bruder“, der, wie es im Gleichnis Jesu heißt, „immer beim Vater geblieben“ ist und nun ein Problem hat, weil der Vater zur Rückkehr des verlorenen Sohnes ein Festmahl veranstaltet. Trotz dringlicher Bitten des Vaters will er nicht daran teilnehmen. Das Festmahl ist aber erst wirklich gelungen, wenn er daran teilnimmt. Wenn der wiedergekehrte verlorene Sohn ihm sagen würde: „Du kannst ruhig bleiben, wo du bist, das Fest ist auch ohne dich ganz schön“, dann hätte ihn der Vater wohl nicht wieder aufgenommen. Der Gedanke, das Problem durch die Gründung einer zweiten Familie zu lösen, hat mit dem Neuen Testament nichts zu tun. Das Bundesvolk wird im Alten Testament auch als Braut dargestellt und Gott als eifersüchtiger Bräutigam. Die Braut soll nicht fremdgehen. Aber auch Gott ist kein Bigamist, dem es genügt, wenn die beiden Familien „im Gespräch sind“. [Spaemanns Verweise auf Bibel und Papstdoktrinen sind als Überredungsargumente gemeint, sie sollen den „älteren Bruder“ überzeugen und zum Festmahl heimführen. Der ältere Bruder erscheint als verlorener Sohn, dann wieder als eine (zweite) Familie, und Gott figuriert als Vater, der ein Problem hat mit seiner eigenen Offenbarungsgeschichte. Doch gehe dieses auf das Schuldkonto des verlorenen Sohnes, der nicht begreift, daß das Festmahl ohne ihn nicht vollkommen ist. Ein komplexer Familienstreit, ob für moderne Gemüter noch verstehbar, ist fraglich.]

Die Broschüre will „Dialog ohne Mission“. Jeder soll seinen Glauben vor dem anderen bezeugen, ohne den anderen überzeugen zu wollen. Petrus dagegen fordert die Christen auf, nicht einen blinden Glauben zu bezeugen, sondern „jedermann Rechenschaft zu geben über den Grund unserer Hoffnung“. Ein Grund (eine „raison“) ist etwas nur, wenn es wirklich begründet. Und wenn jemand den Grund einsieht, dann heißt das, er hat ihn überzeugt. Der christliche Glaube hat seit jeher etwas mit Erkenntnis und mit Wahrheit zu tun. In dem letzten großen Gebet Jesu heißt es: „Das ist das ewige Leben, dass sie dich erkennen, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Christus.“

[Dieser Grund ist gesetzter Selbstgrund: wie es im Leben und Wirken von religiösem Glauben nicht anders sein kann. Aber wie kann man damit einen „anderen“ überzeugen (wollen), der diese Glaubenserkenntnis verweigert, weil er seine eigene gefunden hat? Er müsste diese als fehlerhaft oder doch unvollständig erkennen können, um zur wahren „raison“ zurückzukehren. Aber eine Rückkehr wäre es gerade nicht. Angesichts der Unlösbarkeit dieses Problems, scheint man sich daher auch (innertheologisch) darauf geeinigt zu haben, die Lösung des Problems auf den Tag der Wiederkehr zu vertagen.]

Religiöse Wahrheiten können einander nicht als „eigentlich“ rationale Wahrheiten bekehren und überzeugen. Wäre dies der Fall, könnten wir more geometrico religioso missionieren. Auch wäre Wahrheit und Wahrhaftigkeit identisch geworden, das Gewissen müsste dem durch Begründung einsehbarem Wissen gar nicht mehr zustimmen.]

Zu wenig Auskunft

Zum allein wahren Gott müssen Juden nicht „bekehrt“ werden. Juden und Christen beten denselben Gott an, wenngleich Christus im Johannesevangelium sagt: „Ihr kennt ihn nicht, ich aber kenne ihn.“ [Wenn aber nur alle Christen durch und in Christus den wahren Gott kennen, die Juden aber (noch) nicht, dann sind die Führungszeichen von (nicht) „bekehrt“ keine Lösung. Und wie steht es um die Missionierung des Islams durch das Christentum? Auch der Islam behauptet bekanntlich, „denselben Gott“ anzubeten; da er jedoch Christus nur als Vorläuferpropheten anerkennt, kennt er weder ihn noch dessen Vater. Ist das Christentum deshalb so schüchtern in der Missionierung des Islams, weil es nicht weiß, ob es sich wirklich um denselben Vater handelt? Oder doch nur deshalb, weil der Islam die vormodernen Strategien und Taktiken seiner eigenen Missionierung und Welteroberung renoviert?]

Aber Christen glauben auch, dass Jesus der ist, „den du gesandt hast“, und dass, wenn Paulus schreibt, vor dem Namen Jesu müsse sich „jedes Knie beugen, im Himmel, auf Erden und unter der Erde“, er damit nicht jedes Knie, ausgenommen das der Juden, meinte. [Wie soll man modernen Zeitgenossen erklären, daß sich auch die unter der Erde liegenden Knie beugen müssen? Ist diese Prophezeiung des Paulus aber „eschatologisch“ gemeint, ist jeder Theologe fein heraus: es ist ein Glaubensartikel, dessen reale Erfüllung auf keine irdische Tagesrechnung gelangt.]

Universalistische Religionen sind in ihrem Wesen „missionarisch“. [Warum unter Führungszeichen? Weil sich der „Wortsinn“ des Wortes „Mission“ verändert hat?]

Sie würden sich aufgeben, wenn sie ihre Botschaft partikularisieren und damit relativieren würden. [Aber die Bedingungen, unter denen „universalistische Religionen“ (worunter vermutlich nicht nur die monotheistischen zu verstehen sind) ihre Botschaft nicht-partikularisierend verkünden und missionieren, sind andere gestern, andere heute, andere morgen. Und diese (geschichtliche) Partikularisierung und Relativierung ist das eigentliche Problem, das nicht durch orthodoxes Zitieren ursprünglicher Sprüche und Sätze auflösbar ist. Offenbarungswahrheiten können nicht wie rationale Argumente in ein Feld geführt werden, auf dem eine missionierende Überzeugung stattfinden können. Die überrationale Universalität von Religion kann nicht durch rationale Diskurse dialogisiert werden.]

Auch das frühe Judentum war missionarisch und machte „Proselyten“, bis seine Mission zum Erliegen kam, in erster Linie aufgrund der christlichen „Schleuderkonkurrenz“ - durch die Aussicht, in den Gottesbund ohne Beschneidung und ohne das Gesetz (mit Ausnahme der Zehn Gebote) eintreten zu können. [Die „Schleuderkonkurrenz“ bot eine vereinfachte Rückkehr zum Festmahl; die neuen Kinder Gottes sollten es leichter haben als die alten, sie sollten durch richtiges Studium und wahre Nachfolge den neuen Bund eröffnen und missionieren. Außerdem fiel die völkische Fixierung weg, und keine christlichen Zeloten versuchten, durch Überwindung des römischen Imperiums ein neues, ein anderes Reich Gottes auf Erden zu errichten.]

Zum Kern des Christentums gehört der Glaube an die Auferstehung Jesu. Wenn Jesus nur „für uns“ auferstanden ist, dann heißt das: Er ist in Wirklichkeit eben nicht auferstanden. Es heißt, der Glaube glaubt nicht deshalb, weil es wahr ist; es ist nur wahr „für den Glauben“. Das ist gleichbedeutend mit der Meinung, es sei tatsächlich eben nicht wahr, sondern nur eine gläubige Fiktion. [Die behauptete Universalität der Auferstehung ändert aber nichts daran, daß die Auferstehung - zunächst – nur von Christen geglaubt wird. Wenn dies nun die Konsequenz hätte, daß die geglaubte Wahrheit eben dadurch (noch) Unwahrheit wäre, dann folgte Spaemann einem merkwürdigen Wahrheitsbegriff. Die Wahrheit würde erst dann und dadurch wirkliche Wahrheit, daß alle (Menschen) daran glauben: erst die ideale Kommunikationsgemeinschaft würde ernten, was die nicht-idealen gesät und gepflanzt haben.]

Der Austausch zwischen Christen und Juden hat immer schon zu vertieften Einsichten beider Partner und zu gegenseitigem Lernen geführt (zu Zeiten Rosenzweigs und Bubers mehr übrigens als heute, weil der Relativismus noch nicht alles durchdrang). „Nicht glauben, was man glaubt“, so definierte Charles Péguy den „Modernismus“. [Und dessen (Selbst)Ironisierung ist daher auch ubiquitär geworden als „Postmoderne.“ Doch fragt es sich, ob Spaemanns Position, die Wahrheit werde erst durch universale Anerkennung Wahrheit, nicht gleichfalls einem Relativismus huldigt. Außerdem erhebt sich die Frage, worin das „gegenseitige Lernen“ bestehen könnte, wenn diesem nicht „Dialog“ vorangeht und überdies die eine oder andere Seite noch nicht weiß, was die Wahrheit ist?]

Aber das ist ein Thema für sich, ebenso wie die Begriffe „Bund“, „Bundesvolk“, „Heil“ und „Heilsweg“, die in der Broschüre ständig vorausgesetzt werden, ohne dass der Versuch gemacht wird, über ihre Bedeutung näher Auskunft zu geben. Vielleicht ist es überhaupt nur das, woran die Broschüre krankt. [Und genaue theologische Definitionen könnten diese „Krankheit“ heilen?]

Textvorlage: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. April 2009

Kommentartext: November 2009